

平

BUCHERGILDE  
GUTENBERG

SVENJA  
FLAßPÖHLER

11/19  
DIE  
**POTENTE  
FRAU**

FÜR EINE  
NEUE  
WEIBLICHKEIT

UM EIN VORWORT DER AUTORIN ERWEITERTE AUSGABE

|                                 |    |
|---------------------------------|----|
| VORWORT ZU DIESER AUSGABE       | 7  |
| PROLOG                          | 13 |
| EINLEITUNG                      | 15 |
| NOT ME                          | 17 |
| ÖKONOMIE DER LUST               | 31 |
| WAS WILL DIE FRAU?              | 39 |
| KRITIK VON LEBENSFORMEN         | 47 |
| KAMPF UMS SUBJEKT               | 53 |
| PHÄNOMENOLOGIE DER WEIBLICHKEIT | 61 |
| POTENTIA                        | 71 |
| DAS MÖGLICHE IM WIRKLICHEN      | 79 |
| DANK                            | 83 |
| LITERATUR                       | 85 |
| ANMERKUNGEN                     | 89 |

## VORWORT ZU DIESER AUSGABE

Diese Streitschrift hat, als sie 2018 erstmals erschien, ihre Leserinnen und Leser in zwei Lager gespalten. Die einen applaudierten: Endlich macht jemand darauf aufmerksam, dass #Me-Too blinde Flecken hat, die nicht zuletzt den Frauen selbst schaden. Die anderen waren erschüttert: Wie kann sich eine Frau gegen eine Bewegung wenden, die sexuelle Gewalt anprangert? Manche der Erschütterten ließen mich wissen, dass sie das Buch nach ein paar Seiten weggelegt hätten. Das machte dann wiederum mich sprachlos: Wie kann man sich eine Meinung zu einem Gegenstand bilden, den man gar nicht richtig kennt?

Doch es gab auch Menschen, die sich differenziert mit dem Buch auseinandergesetzt und mich auf aus ihrer Sicht kritikwürdige Punkte aufmerksam gemacht haben. Dankbar bin ich etwa für den Hinweis, dass womöglich noch mehr Frauen (und Männer) für meine Position zu gewinnen gewesen wären, wenn ich klarer den durchaus positiven Effekt von #MeToo benannt hätte: Die Bewegung war ein notwendiger Akt der Bewusstwerdung. Überschreitungen, die Frauen lange ertragen oder auch mitgetragen, vielleicht sogar als normal erachtet haben, wurden benannt und als solche markiert. Dank #MeToo wissen wir, dass das Geschlechterverhältnis immer noch schwer gestört ist.

Jetzt aber kommt es darauf an, was wir daraus machen. Gelingt es uns, Autonomie nicht nur zu fordern, sondern auch zu leben? Schaffen wir es, die Errungenschaften der Emanzipationsbewegungen zu nutzen, uns souverän auf die Schultern unserer Mütter und Vorkämpferinnen zu stellen, und zwar ohne auf den Mann hinab-

zuschauen, ohne ihn zu verdinglichen, ohne die Gewalttaten etwa eines Harvey Weinstein als Phänomene toxischer Männlichkeit zu verallgemeinern? In einem solchen Balanceakt läge die Möglichkeit nicht nur rechtlicher, sondern auch faktischer Gleichberechtigung. Ein Geschlechterverhältnis, das nicht von Angst, Lust bestimmt wird: Das ist es, wofür es sich zu leben – und zu kämpfen – lohnt.

Zu Herzen genommen habe ich mir auch den Einwand, meine Kritik an der Psychoanalyse sei, so, wie ich sie formuliert habe, verkürzt. In der Tat: Sigmund Freud war kein Biologist, der aus der Anatomie der Frau ihre Unterlegenheit abgeleitet und ihr so „jede eigene sexuelle Position“ abgesprochen hätte – auch wenn er sich durchaus auf die Anatomie bezieht. Freud hat die psychosoziale Dimension der sexuellen Beziehung zwischen den Geschlechtern klar erkannt und gerade durch deren Analyse die Möglichkeit weiblicher Potenz eröffnet.

Ich schreibe dieses Vorwort inmitten der Corona-Krise. Menschen halten Distanz zueinander, tragen Masken. Fassen sich nicht an. Immer wieder habe ich in letzter Zeit von Frauen die Bemerkung gehört, dass sie die Abstandsregeln in gewisser Hinsicht begrüßen: Endlich habe man Ruhe und müsse nicht ständig fürchten, von Männern begripscht zu werden. Hier zeigt sich ein trauriger Trend unserer zivilisatorischen Entwicklung: Die Berührung wird – weit über das Medizinische hinaus – immer mehr als potenzielle Gefahr gesehen. Die buchstäbliche „Unantastbarkeit“ der Menschenwürde vermessen wir heute, überspitzt gesagt, mit dem Zollstock. Umso bedenklicher ist dieser Trend, als er anthropologisch gedeckt zu sein scheint. So spricht Elias Canetti in seinem Buch *Masse und Macht* von einer tiefen „Berührungsfurcht“ des Menschen, die ihn gereizt auf körperliche Nähe Fremder reagieren lässt.

Wahr ist aber auch dies: Eine Gesellschaft, die von Berührungsfurcht diktiert wird, trocknet langfristig aus. Ohne Berührung kann nichts ent-

stehen. Ein Mensch, der nie berührt wird, verhärtet. Geben wir also Acht, dass der gegenwärtige, virologisch begründete Ausnahmezustand nicht zur Normalität wird, weil er uns von jener tiefen Ambivalenz befreit, die im Berühren und Berührtwerden wohnt. Der Zivilisationsgrad einer Gesellschaft hängt nicht nur davon ab, ob es ihr gelingt, ihre Mitglieder voreinander zu schützen. Sondern auch davon, ob sie in der Lage ist, der Berührung Raum zu geben.

Svenja Flaßpöhler  
Berlin, im Juni 2020



Rechtlich ist das Patriarchat passé. Die potente Frau hat es auch psychisch überwunden.

Scham und Gefallsucht hat sie abgestreift wie ein altes Kleid. Ihr Zugang zur Lust: unmittelbar. Ihr Begehren: eigensinnig. Sie ist keine Leerstelle – weder existiert sie für den Mann noch durch ihn. Weit entfernt davon, ein Spiegelbild seiner Potenz zu sein, ist sie ein ihm gleichwertiges, aber nicht gleiches Gegenüber.

Der Unterdrückung, historisch betrachtet, noch nicht lang entkommen, liegt der potenten Frau nichts daran, nun ihrerseits zu unterwerfen. Sie dreht den Spieß nicht einfach um, weil sie weiß, wohin das führt: zu einer tiefen Entfrem-

dung der Geschlechter. Die Größe der potenten Frau speist sich vielmehr aus ihrem Vermögen, den Impuls der Herrschsucht zu unterlassen: Jede Form der Verdinglichung lehnt sie entschieden ab.

Die potente Frau hat den Sprung aus einer überholten Gegenwart gewagt. Vorbei die Jahrzehnte des Übergangs, in denen das sogenannte schwache Geschlecht beinahe krampfhaft festhielt an dem ihm zugeschriebenen Opferstatus, weil noch keine andere Erzählung möglich schien. Vorbei die Zeit, in der Frauen kaum etwas wussten von der eigenen Lust und Gesetze einforderten, die für sie ihr Intimleben regeln.

Die potente Frau ist weder Realität noch ein unerreichbares Ideal. Sie ist eine Möglichkeit. Warum ergreifen wir sie nicht?

Seit Monaten bestimmt die #MeToo-Debatte die Feuilletons und Talkshows. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht eine Schauspielerin, Künstlerin oder Sportlerin von sexualisierter Gewalt berichtet. Kaum ein Tag, an dem nicht von patriarchalen Strukturen die Rede ist, die Frauen unterdrücken, und zwar systematisch. Männliche Gewalt, behauptet der Hashtag-Feminismus, ist allgegenwärtig: im Büro, im Bett, im Leben einer jeden einzelnen Frau.

Und ja, es stimmt: Handfeste, brutale Gewalt von Männern gegen Frauen (und auch gegen Männer) existiert. Männer sitzen immer noch in signifikant mehr Machtpositionen als Frauen. Ei-

nige von ihnen nutzen ihre Macht schamlos aus. Und natürlich ist es gut, wenn Männer wie Harvey Weinstein entmachteter werden.

Auffällig ist aber, dass eine ganz bestimmte Perspektive in der gegenwärtigen Diskussion weitgehend ausgespart wird: die Frage nämlich, was Frauen zur Festigung der männlichen Macht, die immerhin keineswegs mehr rechtlich legitimiert ist, selbst beitragen. Tatsächlich sind es Initiativen wie #aufschrei, #neinheißtnein und #MeToo, die, trotz allen emanzipatorischen Willens, patriarchale Denkmuster blindlings wiederholen und damit eben jene Wirklichkeit festschreiben, die sie beklagen: Gegen Belästigungen ist die Frau machtlos; sie kann sich nicht wehren; das männliche Begehren ist allmächtig, das weibliche nicht existent.

In diesem Buch mache ich auf Dynamiken wie diese aufmerksam und plädiere für einen anderen, offensiven Begriff von Weiblichkeit und weiblicher Sexualität. Nur wenn die Frau in die Potenz findet, kann sie Autonomie nicht nur einfordern, sondern auch leben.

Die Möglichkeit steht für das Neue. Für das Offene und Unbekannte. Wer eine Möglichkeit ergreift, weiß noch nicht, ob sie auch in Zukunft trägt. Insofern ist es bezeichnend für Phasen des Übergangs, dass Menschen das Alte bevorzugen, selbst wenn es mit Unglück verbunden ist. Warum wir die Möglichkeit der Selbstermächtigung nicht ergreifen? #MeToo-Befürworterinnen und -Befürworter geben auf diese Frage die folgende Antwort: Weil die Möglichkeit eben doch keine Möglichkeit ist. Weil leider immer noch, gesetzliche Gleichstellung hin und her, Männer diese Welt beherrschen. Frauen werden von Männern, die ihre Macht ausnutzen, vergewaltigt, genötigt, belästigt – das ist die Grundannahme.

Bereits an diesem Punkt ist dringend Differenzierung gefragt. Nicht in jedem Chefsessel sitzt ein Harvey Weinstein. Nicht jedes Unternehmen ist ein Machtkartell im Dienste der sexuellen Vorlieben eines Vorgesetzten. Zudem lässt sich bezweifeln, dass sexuelle Übergriffigkeit wirklich, wie #MeToo suggeriert, das zentrale Problem von Frauen in der gegenwärtigen Gesellschaft ist. Läge es nicht näher, sich mit derselben Intensität zum Beispiel, sagen wir, dem Thema »ungleiche Löhne« zu widmen? Dann immerhin hätte man wirklich ein strukturelles Problem am Haken. Das Problem ist nur: Ein Hashtag #fürgeschlechtergerechtegehälter hätte nicht dieselbe Resonanz und Reichweite wie #MeToo, weil er keine vergleichbaren medialen Verstärker fände. Ungleiche Löhne sind für Boulevardblätter, Wochen- und Tageszeitungen nun einmal nicht so sexy wie Berichte von Frauen, die detailgenau schildern, wie sie von mächtigen Männern in Hotelzimmern belästigt oder genötigt wurden. »Haben auch Sie Erfahrungen mit sexueller Belästigung im Berufsleben gemacht? Schicken Sie

uns Ihre Geschichte per Mail an ...«,<sup>1</sup> ermuntert beispielsweise der *Focus* seine Leserinnen; so billig kommt die Zeitschrift, für ihre feministische Grundhaltung nicht gerade bekannt, nie wieder an heiße Geschichten. Bisweilen erinnert der mediale #MeToo-Mechanismus tatsächlich an den Roman *Die geschwätzigen Kleinode* des französischen Philosophen und Aufklärers Denis Diderot: Ein Sultan muss nur an seinem Ring drehen, und schon plaudern die Geschlechtsteile der Frauen, die in seinem Reich wohnen, aus dem Nähkästchen.

Harvey Weinstein wurde 1952 geboren, Dieter Wedel 1939 oder 1942 (da besteht offenbar Unklarheit). Rainer Brüderle, der 2013 der Journalistin Laura Himmelreich mitteilte, sie könne »ein Dirndl auch ausfüllen« und damit den Hashtag #aufschrei auslöste, ist am Kriegsende zur Welt gekommen. Bei jenen Herren, an denen sich die gegenwärtige Debatte um »sexualisierte Gewalt« maßgeblich entzündet hat, handelt es sich also um alte Männer. Es ist offenkundig, dass mittlerweile eine andere Generation von Män-

nern – und auch Chefs – nachwächst. Eine Generation, die anders sozialisiert und erzogen wurde, seit beide Geschlechter rechtlich gleichgestellt sind und Frauen zunehmend in Führungspositionen vordringen. Gewiss, Ausnahmen gibt es. Aber es wird kaum jemand bestreiten, dass sich der männliche Habitus, zumindest in der westlichen Welt, im Zuge einer sich rasant wandelnden gesellschaftlichen Wirklichkeit weiterentwickelt hat, und zwar meist zum Guten. Insofern ist auch bezeichnend, dass die großen Skandalfälle, die Medien und #MeToo als Beweis struktureller »sexualisierter Gewalt« präsentieren, größtenteils aus den 1980er- und 1990er-Jahren stammen. Als ließen sich die Jahrzehnte, die dazwischenliegen, einfach wegwischen. Als ließe sich von damals auf heute schließen. Als sei in der Zwischenzeit nichts geschehen.

Kommen wir zum Begriff der »sexualisierten Gewalt«. Das ist, niemand wird das bestreiten, ein sehr unspezifischer Terminus, der ein ganzes Spektrum von Überschreitungen beinhaltet: Von Vergewaltigung bis hin zur verbalen Belästigung



ist mit diesem Ausdruck alles gemeint. Entsprechend sind auch die Erfahrungen, die Frauen unter dem Hashtag #MeToo artikulieren, extrem heterogen. Diese Verallgemeinerungstendenz offenbart sich schon im Namen der Bewegung: »Ich auch«. Aber was meint »Ich auch«? Worauf bezieht sich diese Aussage? Auf einen dummen Spruch abends an der Hotelbar oder auf körperliche Gewalt? Es ist genau diese Unschärfe, die den Eindruck systematischer Unterdrückung erweckt und so eine althergebrachte Struktur weiter fest schreibt, die da lautet: Männer beherrschen Frauen. Nicht einmal ansatzweise wird versucht, zu differenzieren, um herauszufinden, in welchen Situationen Frauen prinzipiell durchaus Handlungsoptionen hätten, diese aber aus welchen Gründen auch immer nicht nutzen. Und nicht einmal ansatzweise wird erkannt, für welche Welt da eigentlich gekämpft wird, wenn nicht nur die Vergewaltigung, sondern auch die Belästigung aus ihr verschwinden soll.

#MeToo-Repräsentantinnen, so scheint es bisweilen, wünschen sich genau eine solche

Welt: ohne Belästigung, sauber und rein, sogar mit gesetzlich geregeltem Sex. Wenn man allerdings genau hinschaut, so kann jede Verführung Gefahr laufen, als Belästigung wahrgenommen zu werden – und umgekehrt. Hätte nicht Rainer Brüderle, sondern George Clooney auf Frau Himmelreichs Brüste geschaut, vielleicht wäre kein Artikel im *Stern* erschienen und auch der Hashtag #aufschrei ausgeblieben. Je nachdem, ob eine Frau einen Mann attraktiv findet oder nicht, ob sie in Stimmung ist oder nicht, und je nachdem, wie sie sozialisiert wurde, kann ein und derselbe Sprechakt, kann ein und dieselbe Geste als Verführung oder als Belästigung wahrgenommen werden (dasselbe gilt natürlich auch für den Fall, dass eine Frau einen Mann verführen will).

Daraus folgt: Wer eine Welt ohne Belästigung will, will in letzter Konsequenz eine Welt ohne Verführung. Kein Mensch kann eine solche Welt ernsthaft wollen. Falsch ist überdies, zu glauben, die Verführung sei, im Gegensatz zur Belästigung, frei von Macht. Wer erfolgreich verführt, erzeugt in einem anderen Menschen einen Willen, der

ursprünglich nicht vorlag. Hätte er vorgelegen, wäre die Verführung schließlich nicht notwendig gewesen. Verführung und Manipulation sind mit hin sehr nah beieinander, was nur einmal mehr die Annahme stützt, dass, bei Lichte betrachtet, nichts am sexuellen Akt harmlos ist.

Um es klar zu sagen: Es gibt Situationen, in denen Frauen keine Chance haben. Ich bin weit davon entfernt, Vergewaltigung oder Nötigung kleinzureden. Aber Vergewaltigung ist immer noch die Ausnahme. Wenn ich mich belästigt fühle, dann bin ich – in der Regel – der Situation keineswegs ausgeliefert. Ich kann kontern oder auch auf charmante Weise zum Ausdruck bringen, dass ich kein Interesse habe. Ich kann es ablehnen, ein Bewerbungsgespräch im Hotelzimmer zu führen. Ich kann, wie man so schön sagt, einen Mann vor den Kopf stoßen, indem ich seinem Willen nicht entspreche. Kurz: Ich kann mich dem männlichen Wunsch, mit mir zu schlafen, in aller Regel widersetzen, ohne Gefahr zu laufen, körperliche Gewalt zu erfahren (zumal wenn der Mann diese gar nicht ausüben könn-

te, so wie der halbseitig gelähmte Maler Chuck Close, der von seinem Rollstuhl aus Aktmodelle verbal belästigt haben soll und jetzt ein massives berufliches Problem hat).

Ich kann mich übrigens auch mit Frauen, die vielleicht zu jung, zu unerfahren oder zu prekär situiert sind, um Stellung zu beziehen, entschieden solidarisieren. Wenn ich sehe, dass eine Praktikantin oder eine Putzfrau von männlichen Vorgesetzten in welcher Weise auch immer aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert oder behelligt wird, kann ich mich vor sie stellen und klarmachen: So nicht, meine Herren. Niemand hindert mich daran, dies zu tun. Außer meiner eigenen Feigheit.

Eine solch selbstbestimmte Haltung ist oft und aus verschiedenen Gründen nicht leicht. Zumal dann nicht, wenn Frauen schon häufig Gewalt erfahren haben, traumatisiert und verängstigt sind. Die Frage ist aber, ob wir solchen Frauen Mut machen, in die Selbstermächtigung zu finden, oder in einer Endlosschleife wiederholen,

dass sie als Traumatisierte genau dazu nicht in der Lage sind. Die erste Option, das Mutmachen, steht für die Dynamisierung einer Entwicklung, die zweite für die Festschreibung eines Status quo. Auch ist Widerstand dann nicht einfach, wenn eine Frau vom Zuspruch oder der Gunst eines Mannes abhängig ist. Vielleicht riskiert sie durch entschiedenes Widersetzen gute Beziehungen, vielleicht sogar den eigenen Arbeitsplatz. Aber – und genau dieser Punkt wird von Hashtag-Feministinnen übersehen – es war noch nie einfach, Selbstbestimmung nicht nur zu fordern, sondern auch konkret zu leben. »Wer wirklich nach seinen eigenen Wünschen, Überzeugungen und Prinzipien leben will, der muss imstande sein, Widerstände zu überwinden«, schreiben Michael Pauen und Harald Welzer in ihrem Buch *Autonomie*.<sup>2</sup> Die Geschichte wäre keinen Deut vorangekommen, wenn Menschen sich zu allen Zeiten mit dem Argument gerechtfertigt hätten, dass sie, würden sie sich wehren, Einbußen zu befürchten hätten. So funktioniert kein Fortschritt. Und so funktioniert auch keine selbstbewusste Weiblichkeit.

Sich im Nachhinein auch in Situationen, in denen klare Handlungsmöglichkeiten bestanden hätten, als reines Opfer der Umstände hinzustellen, ist nicht selbstbestimmt, sondern der Weg des geringsten Widerstands. Um es zugespitzt zu sagen: Mit welchem Argument beanspruchen Frauen für sich, paritätisch Führungspositionen zu besetzen, wenn sie sich auf solche Weise selbst infantilisieren?

An dieser Stelle entgegenzuhalten, dass #MeToo sehr wohl ein Akt der Selbstermächtigung sei, weil »ein Schweigen gebrochen« werde, ist eine fadenscheinige Argumentation, die allein auf ihre moralische Durchschlagskraft setzt (»Kann man denn dagegen sein, dass Frauen von ihrem Leid erzählen und Worte dafür finden?«). Was nützt ein nachträgliches Anprangern von Überschreitungen, die man hätte verhindern können? Halte still und beklage dich hinterher – ist dieses hilflose Nachtreten wirklich das Verständnis von Selbstermächtigung und Emanzipation, das wir unseren Töchtern mit auf den Weg geben wollen? Tatsächlich festigt #MeToo ein zutiefst patriar-

chal geprägtes, von Passivität und Negativität gezeichnetes Frauenbild, anstatt es aufzubrechen.

Kommen wir nun auf jene Folgen zu sprechen, die #MeToo für das konkrete Geschlechterverhältnis, für die Beziehung zwischen Mann und Frau hat. Was genau ist das Ziel von #MeToo? Will die Bewegung das Verhältnis verbessern? Umkehren? Oder nachhaltig zerstören? Eines ist offensichtlich: Wenn Menschen Probleme nicht direkt miteinander klären, sondern die Kommunikation über Bande, das heißt über einen Dritten spielen, dann verhärten sich die Fronten. Wer die unmittelbare Auseinandersetzung meidet, sieht offenbar keine Chance (mehr) für einen konstruktiven Dialog. Im Fall von gescheiterten Ehen ist der Dritte im Bunde meist der Anwalt oder Richter. Bei #MeToo nimmt die Öffentlichkeit die Richterfunktion ein. Kommuniziert wird über den Hashtag – und zwar absolut einseitig. Die Frau teilt sich mit, der Mann schweigt, weil eine Äußerung von ihm nicht vorgesehen ist. Er kann sich weder gegen explizit gegen ihn erhobene Vorwürfe verteidigen, noch kann er seine

Sicht der Dinge darstellen – die ja durchaus interessant wäre.

Gewiss habe ich kein Mitleid mit Männern, die sich Frauen gegenüber respektlos oder gar gewalttätig verhalten. Aber ich kritisiere entschieden, wenn Frauen sich jener Machtmethode bedienen, unter der sie selbst jahrhundertlang gelitten haben: einer radikalen Verdinglichung, einer Degradierung zum bloßen Objekt, einer Reduzierung des anderen auf seine vermeintlich triebgesteuerte Natur. #MeToo zeichnet ein klares Bild des Mannes: Im Dienste seiner eigenen Lust bricht er den Willen der Frau, geht über ihr Wohl hinweg und beherrscht sie schon allein körperlich. Im Grunde ist der Mann also ein Tier, dem nur durch schärfere Gesetze Einhalt geboten werden kann: »Balance ton porc«, »Klage dein Schwein an« – so nennt sich die französische Variante von #MeToo.

Der Pranger hatte seine Blütezeit im 13. Jahrhundert. Es gab verschiedene Methoden des Anprangerns. Die wohl gängigste: Der Verurteilte wurde an einen Schandpfahl gefesselt, öffentlich



vorgeführt und der gesellschaftlichen Schmä-  
hung preisgegeben. Wer einmal am Pranger  
stand, konnte nicht mehr so weiterleben wie  
zuvor, er war als gesellschaftliches Subjekt ver-  
nichtet. Heute übernimmt die Funktion des  
Schandpfahls der Hashtag (so Klarnamen ge-  
nannt werden) oder auch die sogenannte Ver-  
dachtsberichterstattung. Ob Dieter Wedel schul-  
dig ist oder nicht (und es ist gut möglich, dass  
man diese Frage nicht mehr wird klären können,  
weil die Fälle zu lang zurückliegen), seine Exis-  
tenz ist irreparabel zerstört. Der regressive Zug  
der #MeToo-Bewegung wird auch an dieser Stel-  
le deutlich sichtbar: Was im Gewande des Fort-  
schritts daherkommt, ist in Wahrheit ein Rück-  
schritt – und zwar buchstäblich ins Mittelalter.

Mit dem #MeToo-Pranger verbunden ist  
ein eindeutiges Ziel: Abschreckung. Die Statuie-  
rung eines Exempels. Schau, das passiert, wenn  
du dich falsch verhältst. Du wirst geächtet. Und  
wenn du Künstler bist, fallen auch deine Werke  
in Ungnade. Kevin Spacey wurde kurzerhand,  
nachdem Vorwürfe wegen sexueller Nötigung ge-

gen ihn laut geworden waren, nachträglich aus einem Film herausgeschnitten (aus Ridley Scotts *Alles Geld der Welt*). Museen sagen Ausstellungen ab oder verschieben sie auf den Sanktnimmerleinstag, weil die Künstler im Verdacht stehen, sich an Frauen oder auch Männern vergangen zu haben. Eine für Mai 2018 geplante Werkschau des bereits erwähnten Chuck Close in der National Gallery of Art in Washington – abgesagt wegen angeblicher verbaler Belästigung. Eine für Herbst 2018 angedachte Ausstellung des Modelfotografen Bruce Weber in den Hamburger Deichtorhallen – abgesagt wegen des Vorwurfs sexueller Nötigung. Solch ein Vorgehen hat nichts mit Rechtsstaatlichkeit zu tun. Die Unschuldsvermutung wird kurzerhand ausgehebelt, ausschlaggebend ist bereits die Anklage. Was gegenwärtig in der Kunstwelt passiert, ist, um einen Ausdruck der Philosophin und Schriftstellerin Thea Dorn zu verwenden, »moralischer Totalitarismus«.<sup>3</sup>